Karl May auf der Bühne

Erstaufführung von „Winnetou“ im Albert-Theater, 10. April

Auf Millionen Phantasiebühnen, in jungen und alten Köpfen, hat sich seit Jahrzehnten abgespielt, was der Magier von Radebeul aus unerschöpflicher und ungehemmter Fabulierlust in mehr als einem halben Hundert von Bänden aus sich heraus gesponnen hat. Ein episches Talent ersten Ranges, einer der wenigen echten Erzähler ist Karl May, darüber ist kein Streit möglich. Nur über Stoff, Form und Gesinnung war zu streiten. Und über die Persönlichkeit. Seit aber sein Buch „Ich“ vorliegt, gehört Karl May in die Reihe der großen Bekenner, die sich gedemütigt vor Gott und der Welt und dadurch entsühnt haben. Die Magie seiner Fabulierkunst aber hat nicht aufgehört, im Geiste von Millionen ihre bunte Bühne aus allen Zonen spielen zu lassen. Sie bedurfte der Schaubühne nicht, denn die kann gerade das Wesentliche, das Gespinst der Erzählung, nicht geben, nur etwas vom Gesponnenen.

Wenn zwei kühne Männer, Hermann Dimmler und Ludwig Körner, ein Literat (und Geistlicher) und ein Theatermann, dennoch Karl May auf die Bühne gebracht haben, so werden sie sich wohl bewußt gewesen sein, daß das nur ein Versuch mit untauglichen Mitteln werden konnte, ganz gewiß kein kunstgerechtes Drama. Höchstens so etwas wie ein Festspiel für die große Maygemeinde, ein paar aus der Fülle und Ueberfülle herausgegriffene Szenen für die Kenner des Ganzen. Aber sie haben den richtigen Griff getan, als sie Winnetou, den roten Gentleman, und Old Shatterhand, das unüberwindliche Greenhorn, aus dem Heer der Maygestalten heraushoben und auf die Bretter stellten. Wer ist der edelste Vertreter der roten Rasse, wer der gesinnungsreinste Vertreter der Bleichgesichter? Winnetou und sein Freund Old Shatterhand. Im großen Epos vom Untergange der Rothäute das klassische Freundespaar, die Träger einer großen Idee. In dem dreibändigen „Winnetou“-Roman hat Karl May am mutigsten und offensten mit der schwersten Stunde des weißen Mannes auf amerikanischem Boden abgerechnet und die scham- und würdelose Art, mit der der rote Mann betrogen und verdorben, verdrängt und vernichtet worden ist, gebrandmarkt. Das ist keine leere Indianerromantik in diesem Buche, sondern ein ethischer Grundgedanke. Um ihn herum webt sich freilich das Gespinst wuchernder Phantasie, breitet sich jene Abenteuerlust aus, die ihre Helden mit allen Tugenden und Kräften, ihre Feinde mit aller Niedrigkeit ausgestattet sieht und den Kampf des Guten gegen das Böse kräftig weiß gegen schwarz malt. Old Shatterhand, dem kein Büffel, kein Bär, kein Indianer widersteht, eint sich mit Winnetou, der ganz Adel und Güte ist und als Christ stirbt. Das Gute siegt! –

Die Dramatisierer konnten nur die dicken Knoten des Gewebes sichtbar machen, nicht die verbindenden Fäden. Darum folgen sich sechs Bilder Schlag auf Schlag, und in jedem ist die Handlung ruckweise ein gewaltiges Stück vorwärts geschnellt. Was dazwischen liegt, kennen die May-Leser ja doch auswendig. Wer das nicht weiß, der wird allerdings nicht aus allem klug werden, z. B. aus der verwickelten Geschichte, wie sich Old Shatterhand durch sein listiges Schwimmen rettet. Die ersten vier Bilder hängen immerhin noch handlungsmäßig zusammen, und man kann auch ohne nachzulesen verfolgen, wie die Westmänner zwischen den einander feindlich gesinnten Apatschen und Kiowas abenteuerlich hin und hertreiben und wie der ganz Gute (Shatterhand) und der ganz Böse (Santer) das wilde Treiben bestimmen. Wenn aber dann die Auswanderer mit der Tante Emma vom Elbestrand dazwischen kommen, reißt der Faden durch und Winnetous Tod wird nur als unerläßliches Schlußbild angehängt. Aus einer guten Erzählung wird eben nie ein gutes Drama; das wissen wir nun. Warum versucht man es immer wieder? Im vorliegenden Falle kann nur der Drang, die vertrauen Phantasiegestalten einmal leibhaft vor sich zu sehen, zur bereitwilligen Rechtfertigung dienen.

Denn wenn nun das kritische Gewissen beruhigt ist, darf die genießerische Phantasie zu ihrem Rechte kommen. Ein wenig müssen wir da werden wie die Kindlein, wie die Jungen und Mädels, die in Menge das Albertheater bei der Erstaufführung füllten und dem Spiele mit glühenden Wangen, mancherlei Zwischenlauten und in den Pausen mit dem aufgeregten Gesumm eines Bienenkorbes folgten. Saßen sie doch vor einem Märchen aus fremden Welten, vor einer, wie es scheint, unzerstörbaren Romantik, die ins Blut geht, weil sie Urinstinkte menschlichen Wesens im Kinde aufwühlt, die Lust am Abenteuer, die Freude an Kampf und Krach und Getöse, die heiße Parteinahme für den Edlen gegen den Bösewicht, das glühende Mitleben mit aufregenden Vorgängen, und das alles mit der Buntheit des geliebten Indianervolkes und der männlichen Freiheit der Weißen im Urwald. Hei, wie da die Revolver und Büchsen knallten und das

Kriegsgeheul erscholl! Und wie würdevoll die roten Häuptlinge sprachen, wie verächtlich die schlimmen Bleichgesichter sich dagegen benahmen. Die Wilden sind doch bessere Menschen! Howgh! Nur natürlich Old Shatterhand ist besser als alle. Das kapiert doch jedes Kind. Ueberhaupt ist in dieser schöneren Welt alles viel einfacher und selbstverständlicher, wenn das auch die verdorbenen Erwachsenen kindlich, naiv und primitiv nennen mögen.

Welche Lust, das alte Wurzelmännlein mit der langen Nase und der Perücke, den listenreichen Sam Hawkens, einmal leibhaft vor sich zu sehen, Eduard Wenck, „wenn ich nicht irre"; das ist nun wirklich ein Vergnügen, wie der Kleine herumstolpert, belfert und kichert, wie das sonst die Hexe im Märchen macht. Und neben ihm der baumlange Scout Dick Stone, sieht aus wie Don Quixote in Urwalduniform, und der ihn darstellt, Ive Becker, hat eine hübsche Mischung von Pfiffigkeit und Dummheit in Ton und Benehmen. Das sind die Humoristen neben den tragischen Helden. Denn die Tante Emma, die so gar nicht richtig sächsisch kann und so gespreizt aus dem Rahmen springt, macht uns gerade hier an der Elbe keinen rechten Spaß. Das ist Theater. Aber das andere, das ist echter Karl May. Grade so groß, adlernasig und schwarzhaarig haben wir uns Intschu-Aschuna, den Apatschenhäuptling, vorgestellt, wie ihn Herr Benden macht, und schöner in Schlankheit und Rasse, mit einer so melodisch flötenden Sprache, wie Herr Münch dasteht, sich bewegt und spricht, ist uns Winnetou in unseren Kinderträumen auch nicht erschienen. Und Nscho-tschi, der „schöne Tag", Winnetous Schwester (Ilse Oberhoff steht auf dem Zettel), sieht aus wie eine Prinzessin mit kupferfarbenem Teint, und die Gewänder sind sicher von richtigen Squaws hergestellt; da braucht man bloß nach Radebeul ins Karl-May-Museum zu gehen. Da ist alles echt, und was die Albertttheaterindianer tragen, sieht auch ganz so aus. Dieser Kiowashäuptling Tangua (Wildberg) ist zwar ein Lügner und ein Ekel, aber bemalt ist er und angeputzt, einfach prächtig! Ja, es ist schon wie im Märchen, wenn so der „Schulmeister der Apatschen" mit dem herrlichen Namen „Klekih-petra" und mit dem Buckel aus dem Bäumen hervortritt (das ist Herr Jähnig!), kann einem ganz schaurig zumute werden. Und er wird als Erster erschossen! Ueberhaupt die vielen Leichen! Der gescheite Onkel, der alles weiß, sagt, das wäre wie bei Shakespeare. Da gibt es auch solche Bösewichter wie den Santer, den Herr Ottmay machen muß, der erinnert an den Bösewicht im „Freischütz" in der Oper. Bloß hat der kein so schönes rotes Halstuch. Na, und Old Shatterhand? Das ist ja ein stämmiger Mann, der Herr Barthel, und sieht auch ganz treuherzig aus, aber so den richtigen Schwung mit der Faust und die lachende Freude, so wie der junge Siegfried, die hat er doch nicht so recht. Der ist uns zu weich ...

Dem Urteil der Unmündigen wird sich das gereifte Alter vielfach gemessen und nachsichtig anschließen. Es wird zugeben, daß das Albertttheater Karl May mit ethnographischer Sorgfalt und künstlerischem Ernst auf die Bühne gebracht hat, daß Joe Münch als Regisseur auf einen Ton von Würde und Vornehmheit, aber auch mit seinem Bühnenbildner Kämmerling auf eine farbige und szenische Stimmung mit einem gewissen Wildwest-Märchencharakter ausgegangen ist und vor allem auch dadurch das Winnetoudrama als die Tragödie einer untergehenden, edlen Rasse herausgearbeitet hat. Allzu wilde und phantastische Indianerromantik ist deshalb sogar vermieden, und alles scheint nach dieser Richtung mit viel Zurückhaltung angefaßt. Damit wirbt die Aufführung offenbar auch um die Gunst der Erwachsenen, die durch Würde der Darstellung über die dramatischen Schwächen der Bearbeitung hinweggehoben werden sollen. So ist eine durch die Besonderheit ihrer Phantasiewelt anlockende Vorstellung zustandegekommen, die gewiß wie am ersten Abend noch oft Begeisterung der Kleinen und Anerkennung der Großen finden wird. Howgh!

Dr. Felix Zimmermann.

Aus: Dresdner Nachrichten, Dresden. 74. Jahrgang, Nr. 173, 11.04.1930, Abend-Ausgabe, Seite 2.